

Zwischen den Welten

TEIL II

ENTWICKLUNGSHILFE
& ANDERE ABENTEUER

HAITI & AFRIKA
IN 34 ANEKDOTEN

ROLF STEINGRUBER

ZWISCHEN DEN WELTEN

ENTWICKLUNGSHILFE
&
ANDERE ABENTEUER

TEIL 2

Haiti & Afrika
in 34 Anekdoten

Rolf Steingruber

© 2019 Rolf Steingruber

Lektorat: Mag. Sandra Lang

Umschlaggestaltung: Buchschmiede

Verlag: Buchschmiede von Dataform Media GmbH, Wien

ISBN:

978-3-99084-388-8

Printed in Austria

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Über-setzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

INHALTSVERZEICHNIS

Einleitung	7
1. HAITI	13
Eigenwillige Flugpassagiere	19
Ein unfassbares Erlebnis	26
Die Furien	30
Strom als Vergeltung	34
Haitianische Gerichtsbarkeit	38
Noch einmal davongekommen	46
Sklavenarbeit	54
Vaterherzen schlagen nicht überall gleich	56
Der strittige Wasserpreis	59
Der verhinderte Dieb	64
2. BURKINA FASO	83
Geduld und Durchhaltevermögen lohnen sich immer in Afrika	85
Gespräch mit dem Weltall	92
Unfreiwillige Eigentumswechsel	96
Die Ameisenlawine	102
Eindeutige Sabotage	114
Der Buschgeist	120
Der Staudamm von Goundjaga	127
Diese bösen Geckos	132
Die Einführung moderner Hühner	136
Der Hexenbesen	140
Eine köstliche Nachspeise	148
Von Dieben, Einbrechern und Mördern	150
Mariam und die schlaue Henne	153
Kontraproduktive Nahrungsmittelhilfe	157
Die Einführung neuer Wertschöpfungsketten	161
Wie gewonnen, so zerronnen	166
Grenzen gut gemeinter Hilfe	170

3. ANDERE LÄNDER	181
Der Krokodiltransport	183
Die einfallsreiche Hausangestellte	189
Eine Reise zu den "Tellerlippen"	192
Der "grüne" Hunger	276
Abenteuer Südsudan	280
Der flüchtende Dieb	317
Das mauretanische Visum	318

Einleitung

Die in einem zweiteiligen Werk gesammelten Anekdoten und Episoden geben Vorfälle und Begebenheiten wieder, die sich während meiner Zeit als technischer Berater und Projektleiter in den Ländern Mali, Haiti und Burkina Faso ereigneten. Einige stammen aus den Jahren danach, als ich meine Frau als "MAP"¹ auf ihren Einsätzen als Verwaltungsleiterin für verschiedene Entwicklungshilfeorganisationen in Ländern Ostafrikas begleitete. Erinnerungen an einige abenteuerliche Reisen, die ich während all dieser Jahre unternommen habe, vervollständigen die Geschichtensammlung.

Der erste Teil deckt den Zeitraum in Mali ab, der vorliegende zweite Teil die Jahre in Haiti, Burkina Faso und in anderen afrikanischen Ländern.

Der Aufenthalt in Haiti, wo ich von 1986 bis 1990 ein großes Bewässerungsprojekt im Nordwesten der Insel leitete, war eine gänzlich andere Erfahrung als die in Mali. Unsichere politische Verhältnisse, die zu vier zum Teil blutigen Staatsstreichen führten sowie eine zu Gewaltausbrüchen tendierende Bevölkerung gestalteten das Leben alles andere als leicht. Was bleibt, sind Eindrücke, die kein Mittelmaß kennen. Einerseits wunderschöne, malerische Strände, idyllische Buchten und traumhafte Sonnenuntergänge, andererseits das gemeine Volk, allzeit bereit, bei Differenzen mit der Machete zuzuschlagen. Respekt vor dem menschlichen Leben schien es nicht zu geben. Es war eine Zeit chaotischer Zustände. Ein ziviler Ordnungsrahmen existierte nicht. Allerdings waren, anders als in Mali, die zugeteilten Homologen² allesamt korrekt und kooperationsbereit,

¹ MAP = Mitausreisender Partner

² Homologen waren lokale Fachkräfte, die zu Ausbildungszwecken jedem deutschen Experten zur Seite gestellt wurden.

während die einfachen Bauern eine typische Nehmerhaltung einnahmen und zuweilen ihre Interessen mit brutaler Gewalt durchzusetzen versuchten. So kam auch ein im Projekt mit viel geistigem Aufwand erarbeitetes Nutzungsmodell, das in optimaler Form unentgeltliches Wasser aus den Flüssen und kostenpflichtiges Grundwasser für die Bewässerung bereitstellen hätte sollen, nicht mehr zur Anwendung.

Burkina Faso war die letzte Station meiner Beratertätigkeit. Im Vergleich zu Haiti mutete dort die Arbeit zu Beginn fast wie ein unwirkliches Kontrastprogramm an. Denn in Burkina, wie das Land gemeinhin genannt wird, waren die Bewohner durchwegs freundlich und warmherzig, weshalb ich sie nach den herben Erfahrungen in Haiti anfangs beinahe als wahre Engel empfand. Da wurde mir doch tatsächlich die Eingangstür zur Bank geöffnet, während sie mir zuweilen in Haiti vor der Nase zugeschlagen worden war. Und niemand versuchte mir ein Bein zu stellen, wenn ich den Gehsteig benützte. Mein Aufgabenbereich war breit gefächert. In den ersten Jahren mussten Kleinstaudämme mit angeschlossenen Bewässerungsanlagen rehabilitiert, später Talauen für den Anbau von Reiskulturen ausgebaut werden, begleitet von intensiver Beratungsarbeit und der Ausbildung der beteiligten Bauern. Die über Jahre gesammelten Erfahrungen wurden in einem umfangreichen Werk als "*Konzept für bewässerungslandwirtschaftliche Maßnahmen*" allen fachlichen Instanzen des Landes zugänglich gemacht.

Nach meinem altersbedingten Ausscheiden aus der Entwicklungszusammenarbeit, kurz "EZ" genannt, arbeitete ich fallweise als Kurzzeitberater in Mauretanien, Benin, Äthiopien, dem Süd-Sudan, in Ruanda und auf Madagaskar.

Während meines 16-jährigen Einsatzes in Burkina unterlag die von der deutschen Regierung finanzierte EZ vielen Veränderungen. Aus Projekten wurden Programme, jahr-

zehntelang eingesetzte Planungsinstrumente wie ZOPP³ verschwanden ebenso lautlos von der Bildfläche wie die gleichgestellten Homologen. Dafür gab es nun fest angestellte und gut bezahlte einheimische Fachkräfte, die einem Programmleiter direkt unterstellt waren. Die weißen Experten wurden rar und der seit Beginn der Entwicklungshilfe beabsichtigte Transfer von technischem Know-how ein frommes Wunschdenken.

Ähnlich wie in der Mode gab es alle paar Jahre neue Trends mit zugehörigen Schlagwörtern. Zum Teil verbrämt mit schwer verständlichem Deutsch, entstand so beim Außenstehenden der Eindruck, etwas ganz Außergewöhnliches und gut Überlegtes vor sich zu haben. Bei jedem Kurswechsel verlor das Vorhergegangene rasch an Wichtigkeit und verschwand in den Schubladen. Man erquickte sich mehr und mehr an komplizierten verbalen Konstruktionen und verlor dabei langsam den Bezug zur Realität.

Zum besseren Verständnis eine kleine Begebenheit aus dem Jahre 2002, als ich im Norden Nigers ein bereits übergegenes Projekt der GTZ⁴ besuchte. Bevor der zuständige lokale Projektverantwortliche mit seinen Erläuterungen begann, stellte er mir eine sinnige Frage: Ob ich denn noch ein Mitarbeiter der alten GTZ sei oder schon zur neuen gehöre? Wissend worauf die Frage abzielte, wollte ich dennoch Genaueres über den eigentlichen Inhalt seiner Fragestellung hören. Etwas verlegen kam dann die aufklärende Antwort: Die neuen Mitarbeiter der GTZ würden bloß reden, Workshops abhalten und kämen kaum mehr aus ihren Büros heraus. Dies war gewiss etwas überspitzt formuliert, doch entsprach leider weitgehend der Realität.

Zugegeben, auch in der EZ wurden im Laufe der Jahre die Aufgaben immer komplexer und waren somit fast nicht mehr

³ ZOPP = Zielorientierte Projektplanung, ein damals übliches Planungsinstrument

⁴ GTZ = Deutsche Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit

zu bewältigen. Doch ohne hier eine tiefgreifende Diskussion über die Sinnhaftigkeit dieser Einrichtung vom Zaun zu brechen, ist die Bilanz, die ich ziehe, eine sehr nüchterne: Die Siebzigerjahre waren für mich die goldenen, die Achtziger die silbernen und die Neunziger die bronzenen Jahre der EZ. Danach brach das kurzlebige Blech- und Kunststoffzeitalter an, irgendwie vergleichbar mit dem Werteverfall in der modernen Wegwerfgesellschaft.

Doch bei all dieser sehr nüchternen und besorgnis-erregenden Betrachtungsweise möchte ich zum Abschluss noch etwas Positives anführen, worüber ich mich sehr gefreut habe: Anlässlich des Abschiedes aus meiner Projekttätigkeit in Burkina Faso kam Abdoulaye Ouedraogo, mein langjähriger Homologe und Mitstreiter, auf mich zu, sah mir direkt in die Augen und meinte, dass es an der Zeit sei, mir etwas zu sagen, was ihm schon lange auf dem Herzen läge. Er sei stets sehr froh gewesen, mich an seiner Seite gehabt zu haben, denn nur so konnte er mit dem Hinweis, dass der "Blanc" für die Freigabe der Mittel im Projekt das grüne Licht gegeben hätte, den jahrelangen Begehrlichkeiten aus seinem Ministerium entgehen. Gewiss, ich hätte nicht gerade wenig gekostet, doch durch meine Anwesenheit sei immer gewährleistet gewesen, dass auch tatsächlich alle bereitgestellten Projektmittel aus Deutschland in die zu bauenden Bewässerungssysteme geflossen seien.

Obwohl ich Verlauf und Notwendigkeit der staatlich finanzierten EZ in ihrer aktuellen Form sehr kritisch beurteile, macht sich in mir große Dankbarkeit breit. Kaum anderswo hätte ich so viel gesehen und erlebt. Nirgendwo sonst hätten sich so vielschichtige und ausgesprochen interessante fachliche Herausforderungen ergeben wie sie im Rahmen der Projektdurchführung in den verschiedenen Einsatzländern aufgetreten waren. Auch wenn es zuweilen nicht ganz einfach war, habe ich mich den Herausforderungen stets mit meiner

ganzen Energie und mit vollem Herzen gestellt. So möchte ich diese Zeit in meinem Leben keinesfalls missen.

1. HAITI

Ein paar einleitende Worte zum besseren Verständnis der nun folgenden Geschichten:

Haiti, eine Trauminsel in der Karibik? Das ist sicher die Vorstellung von vielen, wenngleich Haiti gar keine Insel ist, sondern bloß den westlichen Teil der Insel Hispanola bildet. Auf der östlichen Hälfte befindet sich ein bekanntes Touristenziel, die Dominikanische Republik. Sicher, Haiti hat ebenfalls wunderschöne Strände, tiefblaues Meer und viele, kleine Ortschaften mit creolischem Charme. Allerdings fallen dem Besucher schon bald die kahlen, baumlosen Berge auf, die sich fast über die gesamte Insel erstrecken. Nirgends kann sich das Auge an einer grünen Wiese erfreuen. Auf den ausgewaschenen Skelettböden bildet sich nur mehr schütterer Pflanzenbewuchs. Dies alles sind die Folgen unkontrollierter Abholzung und landwirtschaftlicher Übernutzung der vielen steilen Hanglagen des Landes. So ist im Laufe der Zeit fast der gesamte Bestand an fruchtbaren Böden der Erosion anheimgefallen. Wenn die Quinte, einer der beiden Flüsse bei Gonaïves im Nordwesten des Landes Hochwasser führte, dann "blutete" sie, so dunkelrot war ihr Wasser gefärbt von der abgetragenen, ehemals tiefgründigen Erde des Hinterlandes. Alles wird in Richtung Meer getragen. Übrig bleibt ein karger Boden mit herausragendem Fels, der nur mehr einen bescheidenen Pflanzenwuchs zulässt. Und erreichen nach ein paar Jahren die von selbst nachgewachsenen Bäumchen einen Stammdurchmesser von drei bis vier Zentimetern, werden sie unverzüglich und hemmungslos mit der Machete gefällt und zu Holzkohle verarbeitet.

Der verbleibende Waldbestand von Haiti belief sich in den Achtzigerjahren auf ein Prozent der Landesfläche. Mitten in den Bergen und gut versteckt gab es noch ein einziges, winzigkleines Wäldchen, "Forêt des pins"⁵ genannt, das offiziell geschützt war. Doch auch dort verließen regelmäßig mit

⁵ Wald der Kiefern

Holzkohle beladene LKW den geschützten Wald - trotz bestehender Kontrollen. Ein für den Schutz dieses Waldes entsandter französischer Förster wurde wenige Monate nach seinem Eintreffen erschossen.

Ernährungsgrundlage der Bevölkerung, deren Vorfahren aus Afrika stammen, bilden die wenigen Ebenen, die nicht der Erosion unterliegen. Dazu gehört auch die Gonaïves-Ebene, wo die Deutsche Entwicklungshilfe ein 3.000 Hektar großes Bewässerungsprojekt errichtet hat. Wie überall im Land, so auch dort, herrschte das Recht des Stärkeren, das mit roher Gewalt durchgesetzt wurde. Trotz eines schriftlich etablierten Regelwerkes zur Verteilung des Wassers standen an den Verteilerbauwerken die Wächter der Großbauern, um bei Bedarf mit Gewalt und dem Einsatz von Macheten das Wasser vorrangig auf die Felder ihrer Auftraggeber zu leiten. Dagegen konnte auch unser Projekt wenig ausrichten und die Polizei wagte es nicht, bei derartigen Konflikten einzutreten.

Als ich gegen Ende des Jahres 1986 in Haiti ankam, herrschten überall im Land Unruhen. Zwar hatte der letzte Präsident, von allen nur "Baby-Doc"⁶ genannt, vor einiger Zeit das Land verlassen. Doch auch der vergleichsweise gemäßigte Sohn des ehemaligen Diktators hatte dem Land keinen Frieden gebracht. Nach seiner überstürzten Ausreise und dem Ausrufen der Demokratie waren die Haitianer der Meinung, dass die nun anbrechende Zeit freies und uneingeschränktes Handeln für jedermann bedeutete. Im Klartext: Jeder durfte tun, wonach ihm gerade war. Wollten die seit jeher mehr schlecht als recht funktionierenden Ordnungsstrukturen ihren originären Aufgaben nachkommen, riskierten deren Vertreter nicht selten Leib und Leben. So endete letztlich diese vermeintliche Form von Freiheit wieder im Chaos.

⁶ Sohn des berüchtigten Diktators François Duvalier mit dem Spitznamen Papa-Doc, der über viele Jahre das Land regelrecht tyrannisierte.

Die Staats- und Rechtlosigkeit im Land führte zu unvorstellbaren, geradezu grotesken Situationen. Da war beispielsweise ein Tieflader mit einem neuen Stromgenerator unterwegs zu einem entlegenen Dorf, um die Bevölkerung mit Strom zu versorgen. Der Transport auf dem Weg dorthin wurde von den Einwohnern eines davor liegenden Dorfes angehalten. Die waren der Ansicht, das Gerät würde sich auch gut für ihr Dorf eignen und schlügen Fahrer und Beifahrer kurzerhand in die Flucht. Später tauchte die Polizei auf, der das gleiche Schicksal widerfuhr. Als der Staat in einem letzten Akt der Verzweiflung Soldaten schickte, um die Sache wieder in Ordnung zu bringen, wurden diese ohne zu zögern erschlagen und zur Warnung an den nächsten Bäumen entlang der Straße aufgehängt. Damit war der Fall erledigt. Und der Generator blieb im besagten Dorf und wurde dort aufgestellt.

Oder: Der europäische Berater der staatlichen Stromversorgungsgesellschaft EdH⁷ stellte anlässlich einer Überprüfung fest, dass im berüchtigten Viertel von Port-au-Prince, der "Cité du soleil"⁸, 40 Prozent der Stromabnehmer die Rechnung nicht bezahlten. Sämtliche Verhandlungen mit den Bewohnern des Viertels scheiterten. Da ließ die Direktion von EdH den am Rand des Viertels befindlichen Elektroschütz umlegen. Nun hatte das Viertel bis auf weiteres keinen Strom mehr und die Bewohner würden, so die Annahme der EdH, rasch einlenken. Denkfehler. Die Leute kletterten auf den Masten, brachen die Plombierung und legten den Schütz wieder um. Daraufhin schickte die EdH erneut einen Techniker, dieses Mal in Begleitung zweier Soldaten. Wenig später hingen alle drei verstümmelt an den in der Nähe des Schützes befindlichen Strommasten. Und der Strom floss weiter ungehindert in das Viertel. So einfach und ohne

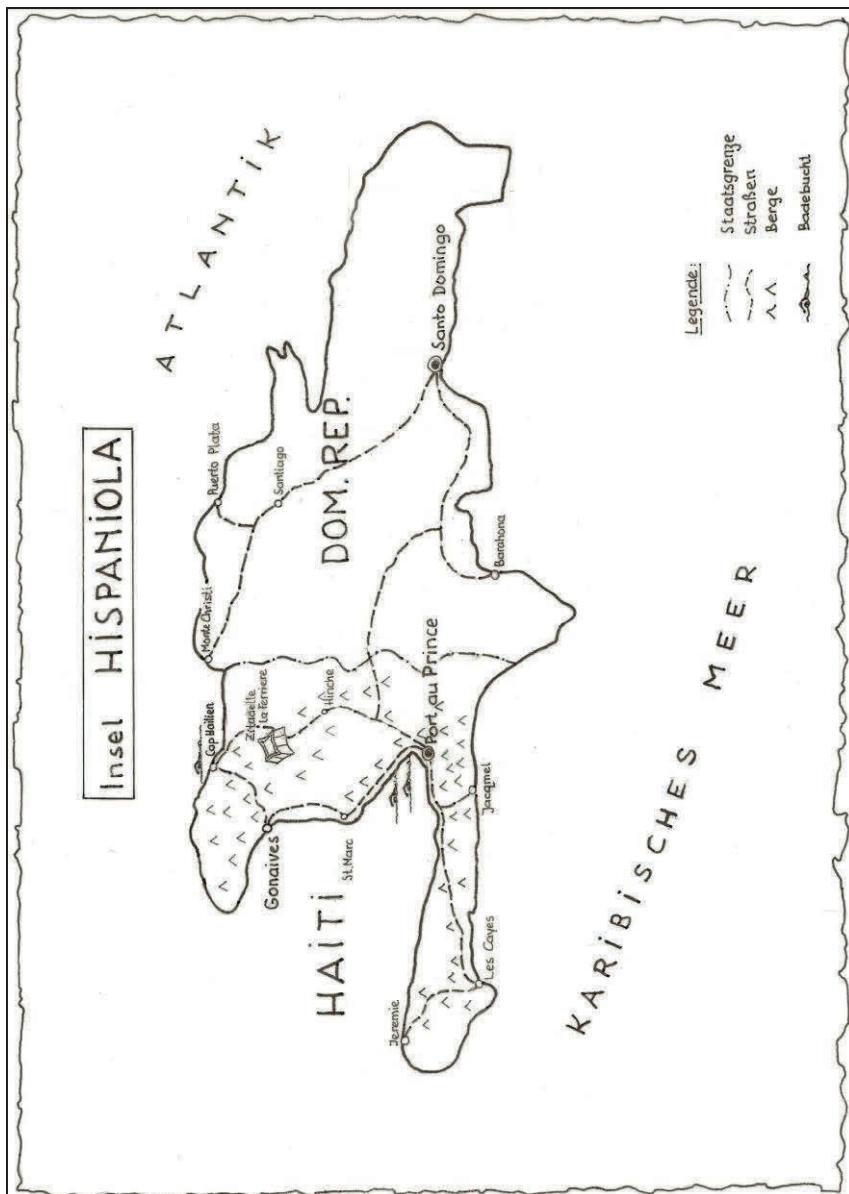
⁷ EdH = Energie d'Haiti

⁸ "Stadt der Sonne" – welch' sarkastische Bezeichnung für die größten Slums von Port-au-Prince!

Umschweife wurde in dieser Zeit im Land verfahren. Für normale Bürger aus Europa, wie ich es war, unfassbare Zustände. Dass es aber in diesen Belangen noch Schlimmeres geben konnte, das musste einer unserer Projektmitarbeiter knapp vor meiner Ankunft erfahren (siehe übernächste Geschichte).

Wie schon einmal kurz angedeutet, stammen die Haitianer alle aus Afrika. Sie wurden während der Zeit des Sklavenhandels auf Schiffen von Westafrika in die Neue Welt, genau genommen auf die Insel Hispaniola, gebracht, um dort auf den Zuckerrohrplantagen zu arbeiten. Vor etwa 200 Jahren haben sie dann die französische Kolonialmacht auf dem westlichen Teil der Insel vertrieben und ihren eigenen Staat Haiti ausgerufen.

Sie sind bis zum heutigen Tag Afrikaner geblieben, auch wenn sie sich mit diesen nicht identifizieren wollen. Doch von ihrem Äußeren her sowie ihrer Art zu handeln und zu leben unterscheiden sie sich bis heute nicht von ihren afrikanischen Zeitgenossen.



Landkarte der Insel Hispanola mit Haiti und der
Dominikanischen Republik

Eigenwillige Flugpassagiere

Zwischenstopp in Miami. Übliche Flugunterbrechung auf dem Weg von Europa nach Haiti. Doch Haiti begann eigentlich schon am Flughafen von Miami, nämlich beim Einsteigen in die Maschine nach Port-au-Prince, der Hauptstadt von Haiti. Bereits dort waren sie anzutreffen, die mitunter recht eigenwilligen haitianischen Flugpassagiere, deren Aussehen und Verhalten sie zu ganz typischen Vertretern ihres Landes machten. Da kamen Männer schweren Schrittes, kaum bewegungsfähig und vom Gewicht der zahlreich übereinander angezogenen Mäntel und Hosen stark der Schwerkraft ausgeliefert. Oder solche, die derart viele Hüte auf dem Kopf trugen, dass der Stapel jeden Augenblick drohte, nach unten wegzukippen. Weshalb diese merkwürdige Art der Bekleidung? Die Erklärung war denkbar einfach: Alles, was die Leute am Körper trugen, unterlag nicht dem haitianischen Zoll. Eigentlich eine sehr soziale Regelung, die aber von den Haitianern in unverschämter Weise missbraucht wurde.

Auch beim Handgepäck schien es keine Grenzen zu geben. Es war mitunter kaum zu fassen, was die schwarzen Passagiere alles an Taschen, Paketen und unverpackten Dingen mit in die Flugkabine nahmen. In diesen Belangen von Afrika gar nicht verwöhnt, durfte ich in Miami noch eine deutliche Steigerung erleben. Scheinbar hatten Haitianer beim Handgepäck, wie auch in vielen anderen Belangen, kein Gefühl für das, was vertretbar ist. So jedenfalls habe ich das gleich bei meinem ersten Flug ins Einsatzland Haiti erlebt.

Gut erholt von einem mehrmonatigen Zwischenaufenthalt in Österreich hatte ich gerade meinen Sitz im Flugzeug nach Port-au-Prince eingenommen, da erschien sie vorne am Mittelgang. Einzig an den Nylonstrümpfen war sie als Frau zu erkennen. Der Rest des weiblichen Wesens verbarg sich noch hinter einer unglaublichen Ansammlung von Gepäcksstücken unterschiedlicher Form und Größe. Wie konnte ein einzelner

Mensch nur so viel auf einmal tragen?⁹ Gleich an der ersten Sitzreihe stockte der Gepäckshaufen. So auch die dahinter anstehende Schlange an Passagieren. Die geradezu unverschämte Menge an Gepäcksstücken beanspruchte mehr Querschnittsfläche als im schmalen Mittelgang verfügbar war. Alle Versuche, durch Drücken oder Anheben den undefinierbaren Haufen etwas voranzubringen, schlugen fehl. Die einzelnen Stücke verklemmten sich noch mehr zwischen den Sitzlehnen oder verhakten sich irgendwo im Seitenbereich. Zur Auflösung des eingetretenen Staus blieb nur eine Möglichkeit: Der unwahrscheinliche Haufen musste auf den Boden gestellt und wieder in seine Einzelteile zerlegt werden.

Hinter dem Haufen tauchte ein weißer Hut mit weit ausladender Krempe auf, darauf eine beachtliche Ansammlung künstlicher Blumen in allen Farben. Zusätzlich machte eine größere Anzahl seitlich abstehender Federn den "Einflussbereich" des Hutes noch größer. Und dann wurde das Gesicht einer schwarzen Dame sichtbar. Völlig entspannt sah sie aus, keine Spur von Nervosität, so als würde sie die von ihr verursachte Blockade überhaupt nicht berühren. Unglaublich, diese selbstsichere, egoistische Haltung, die auch in vielen ihrer Landsleute steckte!

Nun begann sie, die einzelnen Gepäcksstücke voneinander zu trennen, Knoten für Knoten musste gelöst werden. Gesicht und Hut verschwanden für kurze Zeit hinter dem Gepäck und die Zeit verging. Endlich lösten sich die obersten Gepäcksstücke, der Haufen wurde langsam kleiner und neben Hut und Kopf war auf einmal auch das Oberteil ihres rosafarbenen Kleides sichtbar. Nachdem der Gangbereich zum vorübergehenden Abstellen nicht ausreichte, landeten einige der Schachteln auf den daneben befindlichen Sitzen. Auch wenn dort schon jemand saß. Jetzt mussten die getrennten Gepäckstücke der Reihe nach in der oben angeordneten

⁹ Sie hatte die einzelnen Gepäckstücke mit Schnüren aneinander gebunden!